

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B.: J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 9

Wiesbaden, den 1. Juni 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

| | |
|----------------------|----------------------|
| Sonntag, 1. Juni: | Johannes |
| Montag, 2. Juni: | Erasmus |
| Dienstag, 3. Juni: | Klodwig |
| Mittwoch, 4. Juni: | Franz von Caracciolo |
| Donnerstag, 5. Juni: | Bonifatius |
| Freitag, 6. Juni: | Nordertus |
| Sonntag, 7. Juni: | Robert |

Sechster Sonntag nach Ostern. Evangelium des hl. Johannes 15, 26, 27; 1-4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht

ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreten; ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

Unser Schwalter beim Vater

Christi Himmelfahrt! Christus der Herr fährt zum Himmel auf, um endgültig Besitz zu nehmen vom Reich, das ihm sein Vater von Ewigkeit her bereitet hat. Nicht ein Reich der Ruhe und der Untätigkeit soll es sein, sondern ein Reich, in dem der Heiland das Amt fortführen wird, das er auf Erden verwaltet hat, unser Schwalter zu sein für die großen Anliegen, die uns bedrücken.

1. Kein Menschenauge ist Zeuge gewesen von dem, was sich ereignet hat, nachdem Jesus auf dem Ölberge bei Jerusalem in Gegenwart seiner Jünger sich von der Erde erhob und seinen Flug zum Himmel nahm. Aber aus den Umständen können wir uns ein Bild machen von diesem glorieichen Einzug Jesu in das Reich seines Vaters. Die Bewohner des Himmels, die seligen Engel, werden ihn unter Jubel als ihren König begrüßt und empfangen haben. Einst hatten sie ihn bei seinem Einzug auf die Erde nach Bethlehäm geleitet und ihn der Menschheit angekündigt mit dem Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe.“ Als der König Herodes ihm nach dem Leben strebte und die heilige Familie nach dem fernen Ägypten flüchten mußte, hatten sie sein Leben behütet. Und solange er auf dieser Erde weilte, umgaben ihn die Engel unsichtbarer Weise, um für seine Dienste stets zur Stelle zu sein. Im Garten Gethsemani durfte einer aus ihnen in sichtbarer Gestalt dem Erlöser sich nahen und ihn zum bevorstehenden Kampfe aufreizen. Wiederum waren es heilige Engel, die, wie das Evangelium berichtet, am Grabe wachten und den herbeileitenden Jüngern und Jüngerinnen von seiner Auferstehung Kunde gaben. Und nun geleiteten sie ihn in die Herrlichkeit des Vaters, alle Schmach und Erniedrigung ist von ihm genommen, Glanz und Herrlichkeit umgibt ihn, alle Engelzungen vermögen nicht genug sein Lob und seine Ehre zu verkünden. Alle Engel beugen das Knie vor ihm als ihrem König und beten ihn an als ihren Herrn und Gott. Ihnen, den Fürsten der Ewigkeit, ruft die Kirche in ihren heutigen Festbeten zu: „Hebet auf eure Tore, ihr Fürsten, auf daß einziehe der König der Herrlichkeit! Wer ist jener König der Herrlichkeit? Der starke und mächtige Herr, der Herr, der mächtig ist im Kampfe.“ Damit heben sie seine unumschränkte Macht, seine Unbesiegharkeit und seinen Triumph über alle seine Feinde hervor. Trotz der scheinbaren Niederlage im Kampfe mit seinen Feinden, trotz seines gewaltsamen schimpflichen Todes hat Jesus doch den Sieg gewonnen und noch heute triumphiert er über alle seine Gegner.

Ein großes gewaltiges Heer begleitete die Scharen der Engel beim Einzug des Erlösers

in den Himmel. Das waren die Millionen erlöster Seelen, die zur himmlischen Seligkeit berufen, aber vom Himmel noch ausgeschlossen waren. Nunmehr sollte ihre Doffnung in Erfüllung gehen. Gleich nach Jesu Tod stieg seine Seele zu ihnen hinab und brachte ihnen die Nachricht, daß nunmehr die Zeit gekommen, wo der Himmel sich aufstun würde. Heute am Tage des siegreichen Einzuges Christi durften

Leid mit ihm auf Erden geteilt hatten. Keine Mutter freute sich je so über das Glück ihres Kindes, wie sich Jesus freute über das Glück eines jeden seiner Auserwählten. Es war wie wenn er persönlich an ihrem Glück teilgehabt hätte. Soviel interessiert sich Jesus für seine Freunde.

Vergessen wir nicht, wie Jesus die himmlische Seligkeit für einen jeden genau abwägt. Jeder erhält das, was er nach Maßgabe seines Erdenlebens im Dienste Gottes zu beanspruchen hat. Nicht das geringste gute Werk überfließt der Herr, und wäre es auch nur ein Stück Brot gewesen oder ein Trunk Wasser, der dem Nächsten gereicht wurde. Sogar die frommen Gedanken und Erwägungen, die unbekannt von der großen Welt durch die Seele gegangen sind, alles findet jetzt seinen Lohn. Welche Bemühtung werden alle jene heiligen Seelen gehabt haben, die im Alten Bunde im Lande Israel oder auch außerhalb des heiligen Landes inmitten einer verderbten Welt sich rein gehalten und ihrem Gotte die Treue gehalten hatten, angefangen von den Stammeltern im Paradiese und ihren Kindern und Kindeskindern, dann die Patriarchen des Menschengeschlechtes, Noe, Abraham und die anderen Stammväter des auserwählten Volkes, die frommen Könige, Propheten und Führer Israels in den Tagen der schweren Drangsal des Landes. Ja, es war oft schwer, inmitten der heidnischen Greuel und der Sittenlosigkeit, die im Volke eingerissen waren, sein Gewissen rein und unverfehrt zu bewahren und dem Herrn die Treue zu halten. Endlich fanden sich unter den Erlösten die letzten Heiligen des Alten Bundes, Zacharias und Elisabeth, Joachim und Anna, Johannes der Vorläufer des Messias und Joseph, der Pfleger des Heilandes, die in so naher Berührung mit Jesus standen und an seinem heiligen Leben so innigen Anteil hatten. Mit welcher Freude wird sich Jesus bei ihnen bedankt haben für all das, was sie ihm und seiner heiligen Familie an Opfer und Liebe gebracht hatten. Nunmehr konnte ihnen Jesus alles vergelten und sie schadlos halten für die Entbehrungen und die Opfer, denen sie sich ihm zuliebe unterzogen hatten.

Ehe der Heiland den Thron seines himmlischen Reiches bestieg, wird er seinem himmlischen Vater gedankt haben, daß er ihm eine solche Schar Brüder geschenkt und ihnen an seiner Seligkeit Anteil gegeben hat, wie daß er ihm das bittere Leiden und den grausamen Tod nicht erspart hat, wodurch eine so große Zahl Erlöster gerettet und zur ewigen Seligkeit geführt wurde.

2. Nun befreit der verklärte Erlöser den

Im Juni

Lieulich sind die Junnächte,
Wenn des Abendroths Verklommen
Und des Morgens frühe Lichter
Dämmernd ineinander schwimmen.

Wenn der Lenz in roten Rosen
Rasch verblutet und die kleinen
Nachtlialen um den Toten
Ihre letzten Lieder weinen:

Wenn im Kelch der Lindenblüte
Unterm Blätterbaldachine
Schläft, gewiegt von lauen Lüften,
Die verirrte müde Biene.

Trückerlich im Nest der Schwalbe
Zirpt die Brut und zwitschert leise
Von dem großen blauen Himmel
Und der großen Südländreise.

Und im Weizen schlägt die Wachtel
Jedem Pflüger liebe Laute,
Liebe Laute all den Körnern,
Die er fromm der Flur vertraute.

Durch die frisch entsprossenen Ähren
Haucht ein Säuseln und ein Singen
Als ob holde Himmelsgelster
Segnend durch die Saaten gingen.

Aus Webers „Dreizehnlinden“

sie an der Seite des Erlösers von der himmlischen Seligkeit Besitz nehmen. Jesus nahte sich ihnen und führte einen jeden an den ihm von Ewigkeit her bereiteten Sitz. Mit welcher Liebe und Freude wird Jesus sich zu einem jeden herabgelassen haben! Es waren ja seine Erlösten, seine Freunde, die Freud und

Thron seines Vaters und nimmt Besitz von der Herrschaft, die ihm der Vater eingeräumt hat. Und sofort beginnt er das Sachwalteramt zugunsten seiner Kinder, die er auf Erden zurückgelassen hat. Er zeigt seinem Vater seinen Opferleib, der zwar in Verklärung strahlt, der aber die Spuren des unermesslichen Löse- und Kaufpreises aufweist, den er für alle Menschen gezahlt hat.

Als der Heiland noch auf Erden weilte, gab er seinen Jüngern, die sich über seinen Eingang zum Vater betrübt zeigten, die Verheißung: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, um bei euch zu bleiben in Ewigkeit, den Geist der Wahrheit.“ Was damals die Jünger in diese bellommene Stimmung versetzte, war die Furcht, wenn ihr allmächtiger Herr und Meister von ihnen genommen sei, würden sich die Feinde des christlichen Namens mit neuer Wucht gegen die junge aufgehende Saat richten und alles mit der Wurzel austreiben. Sie hatten mit wachsender Sorge beobachtet, wie die Feinde schon zu seinen Lebzeiten immer zahlreicher wurden, wie ihr Dasein ungemessene stieg und schließlich den Entschluß herbeiführte, den unbequemen Buhprediger und Stenrichter aus dem Wege zu schaffen. Was sollte dann aus ihnen werden? Wie sollten sie den Auftrag Jesu, bis an die Enden der Erde zu gehen und Zeugnis für ihn abzulegen, aus eigener Kraft und auf sich allein angewiesen, vollziehen? Ohne Hilfe von oben war dieses Werk nicht auszuführen. Die Verheißung Jesu auf Bestand des Himmels nahm ihnen die Sorge für die Zukunft ab. Der Tröster, der Geist der Wahrheit, so hofften sie zuversichtlich, werde sie mit Kraft von oben ausrüsten und sie zu den größten Werken befähigen. Das alles war Jesu wohl gegenwärtig, als er sein Mittleramt an der Seite seines Vaters übernahm. Zudem war noch eine weitere Aufgabe zu erfüllen, den unendlichen Verdienstschatz Christi fruchtbar zu machen, indem der hl. Geist von den Seelen Besitz nimmt, ihnen diesen Schatz zuwendet, sie umformt nach dem Bilde Christi, sie heiligt und vervollkommnet. So heiß der verklärte Jesus dieses wünscht, so heiß verlangt er die Sendung des Heiligen Geistes. Er weiß auch, daß der Vater seinen Wunsch erfüllen wird. Jesus rechnet gleichsam auf die Gegenleistung für den unendlichen Preis, den er seinem Vater gezahlt hat. Zudem hat er die Versicherung seines Vaters: „Fordere von mir, und ich gebe dir die Völker zum Erbe.“ (Mt. 28.)

Saben wir nicht alle den Heiligen Geist notwendig? Trohen nicht auch uns ähnliche Gefahren wie den Aposteln und Jüngern des Herrn? Auch wir sind gänzlich unvermögend, aus uns die Feinde unseres Heiles von uns abzuwehren. Aber das Wort des Herrn „Fordere von mir, und ich gebe dir die Völker zum Erbe“ ist auch zu uns gesagt. Seien wir also voller Zuversicht und begehren wir mit fürmlichem Verlangen von unserm Herrn und Gott alles, was uns nützt. Wenden wir uns gleichzeitig zu Jesus, Gottes Sohn, er möge unser Verlangen vor den Thron seines Vaters bringen. Auf ihn wird der Vater, der sich ihm gleichsam zum Schuldner gemacht hat, hören. Das ist auch der Sinn der Novene, die in der ganzen katholischen Kirche in diesen Tagen gehalten wird: auf die Vorstellungen Jesu wird Gott den Heiligen Geist schicken, daß er der Bedrängnis und Not seiner Gläubigen sich annehmen und uns die rechte Gesinnung und kräftige Hilfe senden möge. Bpe.



Die hl. Klothildis, Königin

3. Juni.

In wilder, verrückter Zeit verlebte sie ihre Jugend am burgundischen Königshofe, wo Dold und Gift dem Ehrgeiz dienstbar gemacht wurden. Es war die Uebergangszeit der alten germanischen Völker zum Christentum. Das Nibelungenlied gibt uns einen Spiegel des völkischen Lebens jener Tage. Heidnische Vorstellungen über Leben und Eigentum, Ehe und Familie durchsehten noch immer die ger-

manischen Gebräuche. Die Kirche hatte schweren Stand, ihre Anschauungen überall zur Geltung zu bringen.

Klothildis wurde mit Klotwig, dem Frankenkönig vermählt, der noch eine Weibe war. Sie hielt sich aber freie Religionsübung am Hofe aus und sah überall auf christliche Bucht und Ordnung. Als das erste Kind, das christlich gekauft wurde, bald darauf starb, zürnte Klotwig und maß den Tod der Taufe bei. Auch das zweite Kind war in Gefahr, einem frühen Tode anheimzufallen, und Klotwig erging sich in heftigen Bervünschungen und Schmähungen gegen seine Gemahlin und das Christentum. Doch die Königin flehte voll Gottvertrauen zum Himmel um Hilfe und, siehe, ihr Söhnchen genas auf wunderbare Weise. Da wurde der König versöhnlich und dem Christentum gewogen.

Als die Alamannen die Franken mit Krieg überzogen, geriet Klotwig in arge Bedrängnis. In dieser Not flehte er wie einst Konstantin zum Christengott und gelobte, sich kaufen zu lassen, wenn die Schlacht gewonnen würde. Da nahm die Schlacht plötzlich eine Wendung und die Alamannen wurden vollständig auf Haupt geschlagen (im Jahre 496 bei Bälvisch.) Klotwig ließ sich unterrichten, und im selben Jahre am Weihnachtsfeste wurde er mit tausenden seiner Franken vom hl. Remigius, Bischof von Reims, getauft.

Klotwig starb bereits mit 45 Jahren und wurde in Paris in der Kirche, die er mit seiner Gemahlin erbaut hatte und die später den Namen der hl. Genofefa führte, beigesetzt. Die vier Söhne teilten sich nur in das Reich des Vaters, verursachten aber der Mutter durch Bank und Streit unter einander und durch ein blutbeslecktes Leben großes Herzeleid. Klothildis zog sich nach Tours ans Grab des hl. Martinus zurück und brachte den Rest ihres Lebens in Werken der Frömmigkeit zu. Nach 34-jähriger Wittwenschaft starb sie und wurde an der Seite ihres Gemahls in Paris beigesetzt.

Inmitten einer verderbten Welt, umgeben von Sünde und Laster und den Künsten der Verführung sich ein reines Gewissen zu bewahren und charakterfest gegen die allgemeine Verderbnis und Grundlosigkeit anzukämpfen, das ist Heldentum vor Gott und zieht Gottes Wohlgefallen und seine Gnade herab. Und doppelt gesegnet der, der auf hoher Warte steht und, wo immer sein Einfluß hinreicht, das Gute fördert und dem Bösen wehrt.

* Zur Lehr und Wehr *

W Christentum und Antichristentum

Im Anfange, als das Licht in die Finsternisse schien und die Finsternisse es nicht begriffen, ward vom antichristlichen Judentum und Heidentum, welche sich selbst aufs bitterste haßten, aber wie Pilatus und Herodes sich gegen Christus verbündeten, die Hand des Denkers bewaffnet, um mit dem Urheber des Lebens die göttliche Religion des Lichts, der Gnade, der Liebe und der Hoffnung auszuwischen. Denkershand arbeitete seit dem ersten Karfreitag über dreihundert Jahre an diesem Werk des Teufels; das Christenblut floß in Strömen aus den gemarterten Leibern von Großen, Kräftigen Männern und hochherzigen Frauen, begeisterten Jünglingen, gottbegeisterten Jungfrauen und selbst erst wie Blumenknospen dem Leben entgegenstrebenden Kindern. Und als durch die Bluttat die Religion des Gottessohnes bis auf die Wurzel ausgerottet sein sollte, da war diese Religion zu dem schattigen Baume des Evangeliums, unter dessen Zweige die Vögel des Himmels ruhen, zu dem Sauerteig, der die Masse durchdrungen, geworden. Das Blut der Märtyrer war der Same des Christentums gewesen, und Gott hatte sich verherrlicht in seinen Heiligen, deren Grab, gleich dem seinigen, für alle Zeit glorreich geworden. Und die Kirche, welche in den Todesgrüften und verstickten Gemächern ihre heiligen Geheimnisse gefeiert, trat triumphierend als Trägerin des

göttlichen Lichts ans Tageslicht, und wo die Höhen die Menschheit erniedrigt, da erhob sich der Altar des lebendigen Gottes und ein neues Leben, das auf der Erde beginnend hinaufstrebt zum ewigen Besitze dessen, welcher da ist der Weg, die Wahrheit, das Leben, die Auferstehung, der Friede und die Ruhe der unsterblichen Geister.

Noch ehe die Denker abtraten, traten die Philosophen oder vielmehr Freigeister aus dem Heidentum auf, welche die göttliche Religion nach ihren Meinungen zu richten und zu verderben strebten. Die Vertreter der Neuzeit sind keine erst vom jetzigen Jahrhundert erzeugten Doren, sie haben ihre Vorläufer in Celsus, in dem abtrünnigen Julian und vielen andern, welchen die Religion Jesu Christi eine Torheit war, wie den Juden ein Aergernis. Sogenannte Wissenschaft, Spott-Flüge und Verleumdung gingen auch damals Hand in Hand, um ein geistiges Denkeramt am Christentum auszuüben und alle heute den Einfältigen und Nichtwissern als Neuigkeiten aufgeschriebenen Erfindungen von der katholischen Kirche, als „Staat im Staate“, als „staatsgefährlich“, als „intolerant“, als „verdamnungswürdig“, sind eine abgeschabte alte heidnische Münze, welche die jetzige Ideenarmut wieder blankgeschneuert und in Kurs setzt, darauf rechnend, daß die moderne Dummheit in der Masse annäherungsweise der des heidnischen Böbels gleichkomme, so daß sie das heidnische Gepräge nicht beurteilen und alle Abernheit als neue Klugheit bewundern werde. Allen diesen Angriffen begegneten seit den Tagen der Apostel Paulus und Johannes, die Verteidiger der Wahrheit, welche die heidnische Spitzfindigkeit zu Schanden machten, so daß das von heidnischem Wissenschaftshochmut über die Religion des Sohnes Gottes begonnene Gericht in eine Verurteilung der falschen Weltweisheit samt dem heidnischen Götzendienst auslief. Die göttliche Vernunft siegte über die vom göttlichen Licht abgewandte menschliche, und der wahre Gott besiegte die Götter und stieß sie von dem angemachten Thron der betörten menschlichen Herzen. Die ungläubige Freigeisterei der Neuzeit ist nur die Wiederkehrung alten heidnischen Hochmuts und überwundener Geistesstivolisität, welche schon damals den Menschen nur als besser geschulten Esel ansah und im Affen, der sie gezeugt, den Urhais aller Maulaffen verehrte.

Als die Heidenklugheit sich beschämt vom Kampfsplatz zurückzog, kamen die Sektierer, welche Heidentum und Christentum zusammensuppeln wollten in unnatürlicher Mischung, indem sie auf dem Grunde der Offenbarung stehen bleiben, zugleich aber auch über die Offenbarung das Scharfrichteramt üben wollten. Sie wollten sich und nicht die Kirche Gottes als Weltlehrerin verehren und „verbesserten“ an der göttlichen Religion so gründlich, daß sie, wie ihre Nachtreter, die modernen Religionsreinerer, zuletzt von christlicher Religion blutwenig übrig behielten und durch Jahrhunderte Torheiten auf Torheiten häuften, die sie der dupierten Menge als „reines Christentum“ ausverkauften, in welchem Schwindelgeschäft sich zahlreiche nun oft bis auf den Namen verschollene Sektenstifter ablösten. Die katholische Kirche wurde von allen diesen einmütig alles Möglichen angegeschuldigt, wie ihr Herr und Meister von Juden und Heiden, und alle hatten allein den Stein der Weisen erfunden. Wenn die Sache aber aus rechte Licht gezogen wurde, so war's ein wertloser Kieselstein, den man wegwarf, weil er nicht mal zum Feuer schlagen zu gebrauchen war.

In dieser Zeit sah die von Christus bestellte Hüterin und Lehrerin des göttlichen Glaubens auf den großen Kirchenversammlungen zu Gericht über die neuen Irrtümer, die sich als alte christliche Wahrheit ausgaben und sie triumphierte über die Sekten, wie sie über die Denker und heidnischen Weltklugen gesiegt hatte. Da sie allein in alle Länder Gesittung und Zivilisation hintrug, wo sie den Leuchter des Evangeliums aufstellte, so verehrten sie die christlich werdenden und gewordenen weltlichen Reiche und Machthaber als ihre Mutter, umkleideten die aus blutigem Kampf siegreich hervorgegangene mit weltlicher Herrlichkeit und hielten

Einige
 daß die d
 greifen n
 auf irgen
 die Bildu
 die Piele
 stiel 81 d
 nung, fu
 erantun
 General
 sendung
 wählten
 Admin
 Zur
 Komma
 daß der
 geben t
 Kurb
 wurde
 öffentli
 Admi
 über

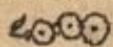
Pro
 Zehn
 papier
 gebrac
 Es
 Verle
 melde

es für ihre Pflicht, das Schwert zum Schutze des Evangeliums zu tragen und zu schwingen. Aber bald zeigte sich auch das Gelüste, die Schutzherrschaft in eine Zwingherrschaft gegen die Kirche zu verwandeln und sie, statt sie als geistige Königin zu ehren, zur Dienstmagd der Weltgewalt zu mißbrauchen. Harte Kämpfe setzte es, damit sich die Kirche ihre Freiheit wahrte und sich der Staatsknechtschaft erwehrie. Aber man weiß wenigstens, daß die Auffrischung der heidnischen Staatsverfassung, wo die Religion eben nur als Staatshebel betrachtet wurde und sich vom Staat zuschneiden lassen mußte, nicht neu ist.

Diese mit der geoffenbarten Christusreligion unvereinbare Staatsknechtung der Kirche, das ist das Ideal aller Despoten geworden, welche sich mit der Alleinherrschaft über die Leiber und Geldbeutel auch die über die Seelen anmaßten und das Christentum auf die Tiefe einer Polizeiverordnung herabsetzten. Wenn die modernen Kammern jetzt an die Stelle der Despoten treten, so ist das bloß ein Personenwechsel, sonst aber dasselbe urheidnische anmaßliche Gebahren gegen das Christentum, das auf Staatskommando sich nicht beugen wollte und deshalb bluten mußte.

Was auch die spätere und jetzige Zeit an philosophischen, sektiererischen und staatlichen Irrthümern ausgeheckt und als goldenes Kalb zur Anbetung präsentiert hat, war im Grunde nur der vielgestaltige, alte Irrthum und wurde nach Zeit und Gelegenheit auch nur mit den alten Mitteln verbreitet. Die leiblichen Denker wechselten zu Zeiten mit den geistigen und gingen, wenn es einen Hauptsturm, wie in der französischen Revolution galt, beide brüderlich zusammen. Und merkwürdig! Wo immer der Kampf gegen die christliche Wahrheit und Kirche am heftigsten entbrannte, da finden sich unter dem Kreuze, an das man sie annageln will, bei den Neubeiden die Kenjuden, und in neuester Zeit macht sich ihr literarisches „Kreuzige“ in besonders heller Stimme vernehmbar. Es ist halt die alte Geschichte der Kirchenverfolgung; der Verräter Judas, Kaiphas, Pilatus, Herodes, beklascht von dem fanatisirten Pöbel, der mit Knütteln und Stangen auszieht, alle wirken zusammen, um das Opfer ihrer Rache zu vollbringen. Von Zeit zu Zeit stimmen sie schon den Grabesgesang an, beraten sich, wie sie die „Kirchenleiche“ verscharren sollen und erwarten nur noch den letzten Streich der Büttel, welcher vollends die Rückkehr ihres Lebens verhüten soll. Der Kirche Karfreitag ist schon so oft angekündigt worden. Aber siehe da! Sie hat so viele alte Karren, die sie töten wollten, ins Grab steigen lassen und sie lebt. Und in jeder Verfolgung feiert sie mit ihrem Meister und Herrn Auferstehung, und wenn die Feinde alle Schmach, wie auf den Sohn Gottes, auf sie gewälzt und sie in Schmutz und Urat für immer entsefelt zu haben glauben, dann findet sich zulezt immer, daß das Satanswerk von schmutzigen Gefellen ohne Erfolg betrieben worden, indem dieselben, trotz alles gegen die Kirche geschleuderten Urates ihr göttliches Bild nicht verwischen konnten, während sie selbst davon als eigentümliches Lebenselement soviel behielten, daß sie zumeist darin zugrunde gingen.

Mögen daher die Katholiken sich nicht bange machen lassen, wenn neuerdings überall wieder eine wilde verwegende Jagd gegen die katholische Kirche angestellt wird, und wenn man mit Lüge, Verleumdung, Spott und Gewalt in Wort und Schrift und Tat die Leiden Christi an seiner Kirche wiederholen und abhildlich darzustellen will. Wie die alten Reiniger mit Schmach in die Grube gefahren sind, so wird's nicht besser den neuen ergehen; denn Christus, einmal gestorben und auferstanden, lebt, schlägt und siegt in der Kirche, zu der er geredet: „Ich bin bei Euch, alle Tage bis zum Ende der Welt“ und: „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“



Seiterteil ist der Himmel, unter dem alles gedeiht. Gift ausgenommen. — Die Not ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster. (Jean Paul.)

Zum Friedhof

Von Pfarrer Diele-Dattenheim

Wohin soll ich fliehen vor den Gedanken, die mich seit Lesung der Friedensbedingungen verfolgen und wie blutige Schwerter im Gehirn wühlen? Fast kein Bläschen auf Erden ist mir zum Trost und zur Beruhigung mehr gegönnt, als der Friedhof. „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein.“

Jahre sind darüber hingegangen. Ich vermochte es nicht zu fassen, wie ich ohne Vater und Mutter leben könnte. Wie leer und öde das Vaterhaus, in dem die Stimme des Vaters und der Ruf der Mutter, sanft und lieb wie Taubengirren, nicht mehr erkörnte! Wie die Taube in Sturm und Wetter nach ihrem Neste fliegt, so eilte ich mit wundem Herzen an die Brust der Mutter, in die Arme des Vaters, und es ging eine Kraft davon aus, die alles heilte. O, teure Mutter, seliger Vater, wie oft wünschte ich, euch aus dem Grabe herauszurufen und meine Not euch klagen zu können, da niemand sonst mich verstand und die Welt mich allein ließ in meinem Kummer. Jetzt erst rufe ich euch nicht mehr. Was solltet ihr noch auf dieser armen Welt? Sollten auch eure Herzen sich verzehren im namenlosen Gram? O, wie selig sind die Toten! Vast nicht allein! Nur den stillen Winkel an eurem Grab gönnt mir noch, um mich auszuweinen. Wie Weihwasser werden diese Tränen das wilde, unbändige Feuer der unerträglich, unermesslichen Qualen dämpfen. Das Vaterland für mein Lebzeiten dahin, und mir bleibt nichts andres übrig, als dem Propheten Jeremias gleich auf seinen Trümmern zu sitzen und zu wehklagen.

**Arbeit ist des Bürgers Zierde;
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.**

Schillers „Glocke“

Gespielen und Gespielinnen meiner Kindheit, ihr meiner Jugend Trautgenossen, lebt wohl! Erst jetzt nehme ich Abschied von euch. Wie oft seid ihr mir erschienen, wenn ich sinnend im Zimmer saß! Wir reichten uns die Hände, tanzten und sprangen im Ringelreigen, schnitten uns Ruten und Flötweise, pflückten die ersten Veilchen am Rain und duftende Maiglöckchen in des Waldes Dunkel und erzählten uns Märchen aus dem Wunderland. Kommt nicht mehr in meinen Geist auf die Erde zurück. Ihr wäret sonst arme Seelen, unfruchtbar und flüchtig, das Wunderland ist verschwunden. Nur öde Felsen und Klüfte sind noch da, uns und unsere Schmach zu verbergen.

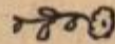
Die mit mir durchs Leben gingen, jung und alt, Nachbarn und Freunde, die Stück für Stück abfielen von dem Lebensbaum und in den Schwefel der Erde sanken, ich fühlte es jedesmal, bald mehr, bald weniger schmerzlich. Ich störe euch nicht mehr in eurer Ruhe. Eine Blume nach der anderen welkte, eine Hoffnung nach der anderen zerbrach. Blume? Hoffnung? Kann die Blume noch glücken, da keine Sonne mehr leuchtet, kann die Hoffnung noch schimmern, da der Stern, dem wir folgten, ins tiefste Meer gesunken ist? Ich verbrenne die Schiffe, die euere Geister in meiner Erinnerung so oft aus dem Jenseits herüberführten. Es ist kein Platz mehr für euch auf der Welt. Hier ist die Hölle.

Gefallen in Feindesland und begraben in der Heimat, ihr Velden dort in den Ehrengräbern, wie haben wir euere unsterblichen Laten gefeiert, euere Hügel mit Vorbeerkränzen geschmückt und euch ewigen Dank gelobt! Für des Reiches Wohlergehen, für schönere und bessere Zeiten, für Familie, Haus und Heimat habt ihr euer Leben dahin gegeben. „Deutschland muß leben, wenn wir auch sterben müssen!“ Muß leben? Steht nicht mehr auf, um

dieses Leben zu schauen. Sonst würdet ihr sagen: Wofür, wofür, und sofort wieder in euere Gräber zurückkehren. Selig sind die Toten.

Alle die Toten sind selig ringsum, denn das zu erleben, was wir erleben, heißt langsam dahinsiechen und den schleichenden Tod in der Brust tragen. Schlaft nur und ruht, die ihr das bessere Los gewählt habt!

Die Ruhebank unter den Trauerweiden nimmt mich auf. Sinnend stütze ich den Arm aufs Knie und beuge das Haupt in die flache Hand. Wann werde ich zu euch kommen, ihr Toten? Was hat es noch für einen Zweck zu leben? Da tönt vom nahen Biergehölz und den Koniferen um die Familiengräß da drüben der Gesang der Nachtigall, der wie alle Jahre im Monat Mai so wunderbar über die Gräber schwebt. In langgezogener Strophe leise klagend, dann laut und lauter, dann sehnsüchtig schmachtend, dann wie Dilse rufend und in Not und Qual ringend, dann kräftig aushebend und trotzig über die bisherigen Gefühle hinwegschreitend zu mächtigem Geschmetter, zu kraftgeschwelltem Ton und Schall. Wirst du mich emporheben aus Klagen und Kleinmut, aus Träumereien und Tränenflut zu Hoffnung und Kraft? Sie sind tot und das Vaterland ist zu Tode verwundet, aber ich lebe und muß fortleben. Stark und voll Vertrauen. Dabe ich nicht zu viel an den vergänglichlichen Dingen dieser Welt gehangen? Ist es mir nicht gut, gedemütigt zu werden? Haben wir nicht allzu viel Wert gelegt auf die materiellen Güter? Und darüber die ewigen vergessen? Werden jene uns entrisen, kommen diese uns immer näher. Auf dem Friedhof reichen uns die Toten die Hand aus dem Jenseits. Unser einziges Ziel und Ende ist jenseits des Grabes. Mit Gewalt stößt Gottes Vorliebe unser Volk wieder auf die ewigen Wahrheiten, die bald in Vergessenheit gekommen wären. Schwach und arm allein, aber stark in meinem Gott und Glauben, so kehre ich wieder ins Leben hinein. Im Lichte der Ewigkeit will alles betrachtet werden. Gehe es auf Erden, wie es will, es muß mit Sturmut ertragen sein — der alte Gott lebt noch, und sein Land ist unser wahres Vaterland. (Köln. Volksztg.)



Drei Gedanken zum Wiederaufbau

Von Dr. theol. Franz Baumbach (Köln).

Gegenüber dem so großen nationalen Unglück, das uns getroffen hat, ist es geziemend, auf drei Gedanken hinzuweisen.

Der erste ist der des Bewußtseins, daß nicht auch ohne eigne Schuld ein solches Unglück uns getroffen hat. Wir richten nicht über anderer Schuld, da uns gesagt ist: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ Wir verhärten unter eigenem Dorn nicht, sondern erkennen in dem, was uns getroffen hat, die gewaltige Hand des Herrn. Wir wenden auf uns selbst das Wort der Schrift an: „Berechtigkeit erhöht ein Reich; die Sünde aber macht unglücklich die Völker.“ Wir wissen, daß dieses demütige Eingeständnis noch immer der Weg zur Erhebung aus dem Unglück gewesen ist. Kein größeres, wahres Unglück kann es geben, als über diesen Gedanken in eitler Selbstüberhebung hinwegzugehen oder gar sich hochmütig ihm gegenüber abzuschließen. Beuge dich also in diesem Sinne, rufen wir mit der Schrift aus, unter die gewaltige Hand Gottes, die hier ganz ohne Zweifel nicht nur zulassend, sondern vieles Unrecht züchtend und größeres zu verhüten trachtend wirksam ist.

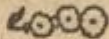
Der zweite Gedanke ist der Blick auf das Jenseits. Volle Gerechtigkeit, sagt er uns, wird auf Erden nicht geleistet. Der wahre Tag der Vergeltung ist erst beim Gericht, beim besondern für den Einzelnen, beim allgemeinen über die Völker, Recht und Unrecht laufen hier auf Erden mit wirren Fäden durcheinander; gerechte Vergeltung und Uebertreibung sind oft schwer auseinander zu halten. Wahrlich, wenn

etwas den Gedanken an die strengste jenseitige Vergeltung wieder erweckt, dann ist es ein großes Unglück, das ein ganzes Volk getroffen hat. Weit entfernt, von solchen Erwägungen abzuziehen, nötigt es vielmehr schon den einfachen Menschenverstand, auf diesen Gedanken des jenseitigen Ausgleichs zu kommen. Den strengen irdischen Richter aber nötigt er, sich selbst immer klar diesen Gedanken vorzuhalten, der nicht einmal den Heiden fremd war. Dann wird er, wenn er dann einen Fehler begehen möchte, mit dem lebenswürdigen hl. Franz von Sales lieber durch zu große Milde als Strenge fehlen wollen.

Der dritte Gedanke aber kann offenbar nur der sein, mit Geduld an einer Milderung des allzu Strengen zu arbeiten. Auf allen Wegen, die das mit den Völkern selbst geborene, ihnen von Gott anerschaffene Völkerrecht offen läßt, sollen die hart Betroffenen ein erträglicheres Los zu erlangen sich bemühen. Weit entfernt sollen wir von der Kraftlosigkeit sein, die jede fühlende Brust unter uns bei so ungemessen erscheinenden Forderungen beschreiben will. Aber auch vor gewalttätiger Aufreizung soll jeder sich hüten, da sie doch das Uebel nur ärger macht.

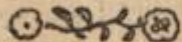
In diesem allen richtet im Grunde nur der Anschluß an Gott auf. Er ist es, von dem diese Gedanken kommen, er, der in den Gnadenmitteln der Kirche sie zu verwirklichen die Kraft verleiht. Er, der uns antreibt, auch mit jenen bürgerlich zusammenzuarbeiten, mit denen uns leider noch nicht die Kraft des Katholischen

Glaubens verbindet. Er sei es auch, der diese Räte gnädig segnen wolle, in kiefbewegter, aber nicht hoffnungsloser Zeit. Nie ist verloren, wer diese Hoffnung nicht verliert, die ganz gewiß aus tiefstem Sturz hinauf, hinauf nach oben führt!



Geheime Marienverehrung in einer protestantischen Kirche

In einer protestantischen Gemeinde bestand bis vor kurzem eine eigenartige Gewohnheit. Wenn die Leute das Abendmahl genommen hatten, gingen sie nicht sogleich auf ihren Platz zurück, sondern sie wandten sich einer bestimmten Stelle der Kirchenwand zu und verharren so eine Weile, anscheinend in Gebete versenkt. Dann erst suchten sie ihren Platz im Kirchenstuhl auf. Die Kirche sollte nach langer Zeit endlich einmal, und zwar stillgerecht, hergestellt werden. Man begann die Tänsche von der Wand zu schaben, und siehe da — an der Stelle, gegen die sich die Kommunikanten regelmäßig wandten, stieß man auf ein mittelalterliches Wandbild: Maria mit dem Jesuskinde. Deht hatte man den Schlüssel für dieses Dimwenden und Beten gegen die Wand. Trotz Reformation und trotz Ueberwindung hatte sich also die äußere Verehrung der Gottesmutter im protestantischen Volke jahrhundertlang von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.



Emma und Delphine

Erzählung von Leo Teye van Heemstede. (Nachdruck verboten.)

Alfred fühlte sich verlegt und verließ die Galerie, entschlossen, ihr gelegentlich ihren Mangel an praktischen Kenntnissen und ihre Vernachlässigung des Hauswesens vorzuwerfen. Delphine sang und spielte den ganzen Morgen und verbrachte die übrige Zeit mit Schreiben; am Mittag ließ sie sich nicht bei Tische blicken. Die Herren möchten nur anfangen, ließ sie sagen, sie sei noch beschäftigt.

Es war nicht viel zum Anfangen da; wie hungrig Alfred auch sein mochte, es war ihm nicht möglich, den angebrannten Reis und die Hühnerbeinchen, die gestern in der Suppe geschwommen hatten, herunterzukriegen. Erst beim Nachtisch erschien sie mit verstörter Miene, und die Aufforderung ihres Vaters, ein wenig zu essen, beantwortete sie mit der Klage, daß das traurige Schicksal ihrer Heldin ihr allen Appetit genommen habe. Der Vater neckte sie ein wenig und meinte, ein Stückchen Huhn würde ihren gesunkenen Lebensmut wieder erfrischen.

„Das Hühnchen war sehr zart, nicht wahr, Herr Terkeulen?“

Alfred machte ein Gesicht, was diese Behauptung nicht zu bestätigen schien.

„Ja, Sie essen auch zu wenig“, sagte der alte Herr; „immer Poesie und Musik und Rosenduft und gar kein Reis, davon kann man nicht leben. Sie müssen ein wenig schlafen, Terkeulen, ich will mich auch hinlegen. Wenn es heute Nachmittag schönes Wetter ist, wollen wir eine kleine Spazierfahrt machen.“

„Geben Sie mir Schillers Gedichte, Fräulein“, sagte Alfred, „vielleicht gelingt es mir, dabei einzuschlafen.“

Sie sah ihn entrüstet an.

„Später werde ich sie Ihnen geben, aber nicht zu solchem profanen Zwecke. Erlauben Sie, daß ich mich in das traurige Schicksal meines Helden vertiefe.“

Damit entfernte sie sich, und auch die Herren zogen sich in ihre Gemächer zurück.

7.

Als Alfred oben allein war, zog er den letzten Brief seines Onkels, den er noch in Europa empfangen hatte, hervor und las alles, was sich auf Emma bezog, mit einem gewissen Beißhunger nochmals durch, wobei ihm der Mund wässerte, wenn von den Reis-

gerichten und den sonstigen Kochprodukten des unbedeutenden Geschöpfes die Rede war. Und auf diesen Brief hatte er eine kalte Abgabe-Epistel geschrieben, die den guten Onkel gewiß gekränkt haben mußte. Was hatte er nur geschrieben, dieser unselige Moris? Alfred hatte jetzt Zeit genug, seinem Onkel zu schreiben und Abbitte zu leisten, aber es ging nicht mehr. Sein übereilter Schritt bei Doelfeld hielt ihn hier gefesselt.

Wo war der Zauber geblieben, der ihn an Bord umfassen hielt? War er so schwach, daß ein paar schlechte Essen ihn so aus der Fassung brachten? Wieder las er den Brief und auch den anderen, den Doelfeld überbracht hatte.

Kein Zweifel mehr, sein Onkel war böse! Vielleicht war Emma lange nicht so dumm, wie Doelfeld und Delphine sie darstellten. Auf jeden Fall war es ein unbedachter Streich von ihm gewesen, bevor er ihre Bekanntschaft erneuert hatte.

Es begann draußen dunkel auszuweichen und bald ging der Regen in Strömen nieder; der Morisson, der ein paar Tage pausiert hatte, trat seine Herrschaft von neuem an. Aus der Spaziersfahrt wurde daher nichts; man blieb unter der Galerie sitzen. Doelfeld war sehr redselig. Delphine mischte sich kaum in die Unterhaltung und schien ganz mit ihren eignen Phantasien beschäftigt; dann spielte sie wieder Stunden und Stunden lang. Doelfeld langweilte Alfred mit seinem Gespräch über allerlei Menschen, die er gar nicht kannte; dann las er die Zeitung und sagte, mit den Augen zwinkern, daß er die jungen Leute nicht hören wolle. Alfred konnte sich ganz dem Genuß überlassen, den Delphinens herrliches Spiel ihm bereitere.

Aber auch die schönste Musik ist dem hungrigen Magen unwillig. Alfred, der früher immer über die „Nerven“ geplottet hatte, war im höchsten Grade gereizt und nervös von dem ewigen Geklapper. Nach dem Essen erzählte er aus burer Verzweiflung allerlei Geschichten aus seiner Studentenzeit, die den alten Herrn köstlich amüsierten, Delphine aber verharrete unbeweglich als tragische Muse.

Der Regen kröpfelte mit einschläfernder Einförmigkeit vom Dache herunter; in der Ferne ließ sich das melancholische Getöse des „Gamelan“ hören, und mit einem Gefühl der Erleichterung stand Alfred auf, als die Uhr die neunte Stunde anwies, da er sich nun unter

dem Vorwande, Schlaf nachholen zu müssen, schiele entfernern konnte. Hatte er früher in der Einsamkeit alle Vorzüge Delphinens aufgezählt, so suchte er sich jetzt alle ihre Fehler zu vergegenwärtigen. Einer der geringsten war sicher nicht, daß sie das Lachen nun ganz verlernt zu haben schien und daß sie meinte, man sei nur in der Welt, um zu lesen, zu schreiben und Musik zu machen. Nie hatte er ein Wort wahrer Empfindung von ihren Lippen gehört, nie hatte sie von ihrem Vater oder ihrer seligen Mutter gesprochen. Und endlich mußte er sich geradezu die Frage stellen:

„Sollte sie wohl die rechte Frau für mich sein?“

„Aber ich kann nicht mehr zurück!“ war die erschrockene Antwort; „der alte Herr rechnet bestimmt auf mich, obgleich er Recht hatte, als er sagte, daß Delphine nicht für die Ehe taugte.“

Ein paar Worte, die er glaubte aufgefassen zu haben, als er die Galerie verlassen hatte, klangen ihm unaufhörlich ins Ohr.

„Du übertreibst es, Delphine“, hatte der Alte gesagt.

„Er fängt an, mich zu langweilen“, oder etwas dergleichen, war die Antwort gewesen.

Sollte es wahr sein? War Delphine seiner schon überdrüssig? Der Gedanke, der ihn vor einigen Tagen zur Verweisung getrieben hätte, erschien ihm jetzt wie ein Hoffnungsstrahl. O, wie vermüschte er in dieser Nacht seine Veränderlichkeit, die Schwäche seines Charakters. In Schlummer war nicht zu denken, denn außer den traurigen Gedanken, die ihn quälten, ließen ihn die Rücken und der elende Zustand seines Magens nicht zur Ruhe kommen.

Wieder war es spät, als er sich unten blicken ließ. Der alte Herr trat ihm mit Nadel und Zwirn entgegen.

„Morgen, morgen, Herr Terkeulen! Wollen Sie mir vielleicht behilflich sein, den Schaden an meinem Rock auszubessern? Mah-Amats Augen werden zu schwach; Studenten wissen gewöhnlich mit dergleichen Dingen umzugehen.“

„Aber Sie haben ja eine Tochter!“ rief Alfred ziemlich ungehalten über die Zumutung.

Der alte Herr lachte hell auf.

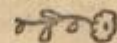
„Delphine!“ rief er der Eintretenden entgegen, „denke dir nur, Herr Terkeulen meint, Du könntest mir diesen Rock wohl ein wenig flicken.“

Delphine lächelte verächtlich, ohne darauf weiter zu achten, und überreichte Alfred ein ziemlich altes Buch. „Die Gedichte Schillers, die Sie verlangten!“ sagte sie und ging ihre Wege.

„Immer fleißig, immer beschäftigt, das gute Kind“, schmunzelte der Vater.

Alfred sagte nichts. Er blätterte in den Gedichten und fand bald eine Stelle, die ihn besonders fesselte. „Die berühmte Frau“, las er schauernd, „mein Los! Wie blind bin ich gewesen. Aber es ist noch nicht zu spät! Besser auf halbem Wege umgekehrt! würde Moris sagen.“

Er teilte dem alten Herrn sein Vorhaben mit, am Mittag noch zu seinem Onkel zu reisen. Dieser machte einige Höflichkeitserfuche, ihn zum Bleiben zu veranlassen, aber versprach doch, für den Reisewagen zur festgesetzten Stunde sorgen zu wollen. Die Stunden, die noch übrig blieben, benutzte Alfred, an Doelfeld zu schreiben; doch er wollte seine Gedanken nur zu Papier bringen und den Brief erst abschicken, nachdem er mit seinem Onkel gesprochen. Eins konnte er nicht lassen: eine Falte zu machen in Delphinens Buch, an der Stelle, wo die „berühmte Frau“ von Schiller so schmeichelhaft beschrieben war. (Schluß f.)



Ich bin jung gewesen und alt geworden und lege das Zeugnis ab, daß ich nie in einem Menschen durchgreifendere und aushaltendere Sittlichkeit gefunden, als bei Gottesfürchtigen nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzliche Heiterkeit von so ausgezeichnetem Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist. (Jacobi.)